

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 21. August 1902.

(Nachdruck verboten.)

## Idealisten.

Roman von G. C. Lange.

(Fortsetzung.)

Dem feingeschnittenen Gesicht und den klugen grauen Augen sah man es an, daß er geistig stark arbeitete und daß seine Lebensauffassung eine ernste war. Für seine jugendlichen Gäste hatte er jedoch stets ein heiteres Wort auf den Lippen, und sie standen sich mit ihrem „Onkel Gabriel“, wie sie ihn aus langjähriger Gewohnheit nannten, obgleich keinerlei Verwandtschaft zwischen ihnen bestand, aufs beste. Sie waren Kinder gewesen zur Zeit der kurzen, so jäh zerrissenen Brauttschaft mit der ältesten Schwester — Marianne zwölf und Lena fünf Jahre alt, und als nachher die freundschaftlichen Beziehungen weiter bestanden, hatten sie eine Anredeform für ihn gewählt, wie sie dem kindlichen Bedürfnis am besten entsprach, sie sagten Onkel und dabei war es geblieben.

Die Stunde nach Tisch war für Marianne und Lena immer die gemüthlichste im Gabriel'schen Hause. Lena setzte sich gewöhnlich ans Klavier und spielte in ihrer eigenen, zarten Weise ein paar einfache Melodien; sie verstand es, anmuthig zu verbinden, und über ihrem ganzen Spiel lag ein so seltsam träumerischer Hauch, daß die weichen Töne eine graziose Begleitung zu den stillen Mäuler- und Ruhestündchen waren.

Fräulein Gabriel suchte gewöhnlich in einem kleinen Schläfchen die nöthige Erholung von den Strapazen der Hausfrauenpflichten. Marianne stellte die Rauchhutensilien in Gabriels gemüthlichem Zimmer zurecht und setzte sich, den Hausherrn erwartend, auf den türkischen Divan, der schräg vor den Kamin geschoben war. Der ganze Raum trug im Gegensatz zu den übrigen mit schablonenhafter Eleganz ausgestatteten Zimmern ein stark individuelles Gepräge. Der vornehme Sinn des Bewohners sprach aus Wahl und Anordnung jedes Stücks. Kein Möbel, keine Dekoration von aufdringlicher Art, sondern alles schlicht, harmonisch; kein Gegenstand von dem eingebildeten Werth der Seltenheit ohne Rücksicht auf Schönheit und ideellen Werth. Tiefbrauner Stoff umrahmte die Fenster, nur unterbrochen durch zwei Bilder von großer Schönheit. „An den Ufern der Vergessenheit“ das eine: Im fahlen Dämmerchein am Meeresstrande eine niedrige Dünenkette. Der lose Sand rieselt die glatten Abhänge hinab; hier und da eine Muschel, ein Gebilde, einem Menschenschädel ähnlich, alles von der einen stumpfgelben Farbe des rieselnden Sandes. Die bläulich-bleiernen Wellen schlagen leise, leise an die Küste an, und wer lange vor dem Bilde steht, glaubt das Rieseln und Rauschen zu vernehmen

—endlos, auf einen Ton gestimmt, das Sandhorn und die Welle. Das andere: „Wiedersehen im Jenseits“, dies farbenprächtige Bild, das man nicht ansehen kann, ohne daß ein Abglanz dieses Entzückens, des grenzenlosen, das auf allen Gesichtern der im Rahn Landenden liegt, sich dem Beschauer mittheilt. Marianne hatte den Rechtsanwalt gefragt, warum er zwei in ihrem Charakter so grundverschiedene Gemälde gewählt habe. Das eine, hatte er ihr geantwortet, verkörpert in wunderbarer Weise den schönsten Traum des Menschengeschlechts; das andere spricht mir eine Sprache, wohlthuend, besänftigend, wenn alle andern Melodien im Lärm des Alltags untergegangen sind. Auf dem Schreibtisch am Fenster stand als einziger Schmuck die Photographie eines jungen Mädchens in Kabinettformat. Sie stellte die älteste Eichholz dar, die als die Braut des Rechtsanwalts im blühendsten Alter an der galoppierenden Schwindsucht starb. Ein tragisches Geschick, das einen Schatten über den Lebensweg dieses Mannes geworfen, das ihn einsam und ungewöhnlich ernsthaft gemacht hatte. Das Bild zeigt ein reizendes Antlitz, das gleichzeitig an die beiden jüngeren Schwestern erinnerte; dem Betrachtenden würde es aber schwer gefallen sein, zu entscheiden, welcher von beiden es mehr glich. Die blühende Rundung der Wangen, die dunkle Haarfarbe, der stolze Zug um den feingeschnittenen Mund gemahnte an Marianne, aber die Augen mit dem verträumten, sinnenden Blick waren ganz Lenas. Ein überirdischer Ausdruck lag in ihnen, behauptete Marianne oft, der ihrer Umgebung schon zu ihren Lebzeiten hätte angst machen müssen, und sorgenvoll forschte sie oft nach demselben Ausdruck in ihrer Schwester Augen.

In diesem Raum und in der Mittagsstunde hatte sich die kameradschaftliche Freundschaft zwischen Marianne und Onkel Gabriel entwickelt. Hier gab sich der sonst verschlossene Mann so gütig mittheilhaft, daß die beiden Mädchen von dieser Stunde an einen Gewinn für die ganze Woche davontrugen. Lena verhielt sich zwar meist sehr still, aber ihre glänzenden Augen, die im Augenblick der Erregung leicht einen feuchten Schimmer annahmen, hingen immer mit einer solchen Andacht an dem Munde des Rechtsanwalts, daß ein schärferer Beobachter bald errathen hätte, daß seine Person eine hervorragende Rolle in dem geistigen Leben des Mädchens spielte.

„Wir beide allein auf dem Plan?“ fragte Onkel Gabriel.

„Lena wird wohl auch gleich kommen. Sie muß nur erst ein Weilchen Euer schönes Instrument genießen, unser alter Kasten ist jetzt zum Ueberfluß auch noch arg verstimmt.“

„Was für einen weichen Anschlag das Mädchen hat. Ihr Spiel ist wie sie selbst zart, tastend, des kräftigen Grundtones entbehrend.“

„Gättest Du gern gesehen,“ fragte Marianne zögernd, „wenn Lena die angebotene Stelle genommen hätte?“

Otto Gabriel schüttelte lebhaft den Kopf. „Nein, nein Marianne; wenn der eigene Trieb fehlt, dann um Gotteswillen nicht; dann wird's ein verunglücktes Experiment. Das wäre ja, als wenn man das Kind von der Mutter nähme. Lena ist in vieler Beziehung noch immer ein Kind, und sie wird körperlich und geistig bei Dir am besten gedeihen. Daß sie andere erziehe, dazu ist sie noch zu jung, und das Erziehen an der eigenen Person nimmt sie von Dir noch am besten hin. — Aber Du hättest Dir wohl eine Entlastung gewünscht?“

Marianne schüttelte bekümmert den Kopf. „Gewiß nicht darum, und ich kann nicht sagen, ob ich es gewünscht hätte. Einerseits hätte ich sie sehr vermisst, das kannst Du Dir doch denken, Onkel Gabriel, aber andererseits hätte ich mich gefreut, wenn Lena mal einen Anlauf zu einem Entschluß genommen hätte. Ihre Zukunft macht mir Sorgen. Was soll aus ihr werden, wenn ich mal krank würde, bevor ich meine städtische Anstellung erreicht habe? Und auch dann läßt sich von dem Lehrerinnen-Einkommen kein Kapital sammeln, von dessen Zinsen sie einmal leben kann, wenn ich, als die ältere, nach dem Lauf der Dinge der Welt zuerst Valet sage. In meinem Alter ist man ja am Ende noch zu jung, um schon an eine plöckliche Arbeitsunfähigkeit oder an den Tod zu denken; aber auch wieder alt genug, um solche Dinge ernsthaft in das Bereich der Erwägungen zu ziehen.“

„Spricht sie nicht wie eine alte, in Sorgen ergraute Familienmutter?“ sagte Fräulein Minna, die eben mit dem Kaffeetisch ins Zimmer trat und Mariannens letzte Worte aufgefangen hatte; „nicht wie ein junges Mädchen, für das die Hoffnung, daß über kurz oder lang ein netter Freierrmann kommen und allen Kalamitäten mit einem Schlage ein Ende machen wird, die naheliegendste sein sollte?“

„Ach, Tantchen,“ erwiderte Marianne, auf den scherzenden Ton eingehend, „da müßten es schon ihrer zwei sein, einer kann uns beide nicht glücklich machen.“

„Es werden auch zwei kommen, ich zweifle nicht daran.“

„Ach, Du liebes Tantchen mit Deiner rührenden Gläubigkeit!“ Um Mariannens Mund suchte bereits wieder der Spott. „Aber theilen kann ich sie nicht. Da müßte ich ja mit verbundenen Augen durch die Welt gewandert sein, wenn ich solche siebzehnjährigen Illusionen festgehalten hätte. Die Statistik weist mit grausamer Klarheit nach, daß ein ganz bedeutender Prozentsatz aller weiblichen Wesen unverheiratet bleibt. Warum sollen wir nicht zu diesem Prozentsatz gehören? Außerdem beweist die Statistik, daß Töchter von Offizieren und höheren Beamten die allerbesten Chancen haben — zum Sitzenbleiben, ergo —“

„Ach, Du mit Deiner Nüchternheit und Illusionslosigkeit,“ replizierte Tante Minna schmollend, während sie das Spiritusflämmchen unter dem summenden Kaffeekessel entzündete. „Ich verstehe garnicht, wie ein junges Mädchen so reden kann.“

„Und ich verstehe nicht, wie Du so reden kannst, Tantchen. Bist Du nicht mit Deiner Person ein lebendiger Beleg dafür, daß nicht alle Mädchen durch die Heirat versorgt werden, und warst doch, wie ich überzeugt bin, ausnehmend hübsch?“ Das Kompliment, das gleichsam als Pflaster auf die Wunde gedrückt wurde, verfehlte seine Wirkung nicht. Ein rosiger Schimmer überflog das blasse Spitzmausgesichtchen, und die Unmuthsfalte, die sich während des Anfangs von Mariannens Rede zwischen ihre Brauen gesenkt hatte, verschwand, um freilich im nächsten Moment wiederzukehren. Das war ja der wunde Punkt in Tante Minnas Leben: die Heiratsfrage, der zuliebe sich ihr sonst so wahrheitsliebender Sinn sogar einige dichterische Freiheit gestattete.

„Wer sagt Dir denn, Du naseweises Mädel, daß ich niemals in die Lage gekommen wäre, mich zu verheiraten; daß ich

es nicht gethan, beweist eben nur, daß der Rechte nicht gekommen war.“

Marianne und der Rechtsanwalt wurden merkwürdiger Weise zu gleicher Zeit von einem kleinen Hustenreiz befallen, der sie an einer Erwiderung verhinderte.

Lena erschien in der Thür. Auf ihrem Gesicht lag eine feine Röthe und in den Augen der feuchte Glanz. Es war, als tönten in ihrer Seele noch all die sehnsuchtsvollen Weisen nach, die soeben unter ihren Händen erklungen waren.

„Sieht sie nicht aus, als stiege sie soeben aus einer höheren Sphäre zu uns armen Staubgeborenen hinab, etwa wie das Mädchen aus der Fremde, von dem man auch nicht wußte, wo sie geweilt, bevor sie das Thal der Sterblichen beglückte?“

„Du verspottest mich wohl, Onkel Otto?“ sagte Lena, aber sie lächelte glücklich, während die Röthe auf ihrem Gesicht sich höher färbte.

„Die Kleine blüht wie eine Rose,“ meinte Marianne, um ihr die Verlegenheit ein wenig zu benehmen. „Wenn wir doch die Farben festhalten könnten! Na, warte nur, Kind, wir wollen Dich inzwischen pflegen, und sobald es unsere Finanzen gestatten, kaufe ich uns beiden Räder. Dann radeln wir flott in die Welt hinaus, und die frische, fröhliche Bewegung wird dauerhaftere Rosen auf Deine blassen Wädden zaubern.“

„Um Himmelswillen, Marianne, setz' Lena nicht auch Deine emanzipierten Ideen in den Kopf!“ ereiferte sich Tante Minna. „Wenn ich das Kind auf dem Rade sehen müßte, es wäre mein Tod.“

„Und einen Mord möchten wir doch nicht auf unser Gewissen laden,“ lachte Marianne fröhlich. „Also radeln wird von unserm Zukunftsprogramm gestrichen.“ —

Der Rechtsanwalt hatte während des kleinen Geplänkels in seinem Stuhl zurückgelehnt gesessen, wie ein behaglich Beobachtender. Seine Blicke wanderten zwischen Marianne und Lena hin und her; aber beharrlicher blieben sie an dem Gesicht der älteren haften, das durch sein lebhaftes Mienspiel sehr reizvoll wirkte. Dann stand er auf, wie in Gedanken umherwandernd, um schließlich vor dem Bilde auf seinem Schreibtisch Halt zu machen. Der tief nachdenkliche Blick, der zwischen ihm und Marianne wie prüfend vergleichend hin- und herging, redete eine stumme, aber verständliche Sprache.

Wie hatte er die so früh Verbliehene geliebt! Die Erinnerung umwob ihr Bild mit einem Heiligenschein, und durch viele Jahre hätte er es nicht für möglich gehalten, daß er ihr jemals in seinem Herzen eine Nachfolgerin geben könne. Doch ganz allmählich, ihm selbst unbewußt, begann der herbe Zauber, den Mariannens gesunde Frische ausströmte, auf ihn zu wirken, und das Wohlgefallen, das er ihrem tüchtigen, verständigen Wesen zollte, verwandelte sich ganz unbemerkt in Liebe.

### III.

Sechs Uhr morgens. Hans Förster trat eben mit der Lampe in der Hand aus dem Kabinett, das ihm als Schlafräum diente, in das große Vorderzimmer, das die etwas schäbige Eleganz des chambre garnie aufwies. Er war schon völlig fertig angekleidet, nur die lose Hausjacke von braunem Sammet trug der frühen Stunde Rechnung. Hans Förster liebte es, um mit Goethe zu sprechen, den Rahm vom Tage zu schöpfen; die frühen Morgenstunden waren für seine geistige Thätigkeit am erspriehlichsten, ganz gleich, ob Winters bei der Lampe, oder Sommers, wenn die frische Morgenluft zu den geöffneten Fenstern hereinströmte. So allein und so absolut ungestört vermochte er sich nur zu fühlen, wenn die Tagesgeräusche im Hause und auf der Straße noch nicht erwacht waren. Da strömten ihm die Gedanken nur so zu und in einer Fülle, die schier zu schwer zu verarbeiten schien; die Bilder, die ihm der Tag kaleidoskopartig durcheinandergeschüttelt hatte, klärten und

lichteten sich unter dem ungetrübten, scharfen Blick, mit dem er sie in der Frühe des neuen Tages betrachtete. In diesen Stunden war auch seine letzte Arbeit, ein Drama, fast der Vollendung entgegengereift. „Ba Kochba“ hieß es, und Hans Förster setzte auf dasselbe das ganze unerschütterliche Vertrauen des ehrlichen Künstlers, der eine Idee zur Gestaltung bringt, ohne Rücksicht auf die etwaigen Neigungen des Publikums, wie der Geist es ihm eingiebt, und der so voll und ganz unter diesem Geiste steht, daß er während der Arbeit wenigstens seine Schöpfung wie eine Offenbarung begrüßt. Sein Geld war der jüdische Aufrührer Simon, der einen letzten verzweifelten Versuch macht, die römische Zwingherrschaft abzuschütteln. Erfolg und Sieg hefteten sich an ihn so lange, als er nichts sein wollte als der Führer und Retter, der sein Volk nicht bloß zu einer äußeren Selbstständigkeit zurückzuführen, sondern auch innerlich zu heben bestrebt war.

Aber sein Glück verließ ihn, als er den schmeichlerischen Worten blinder Verehrung Gehör schenkte, die in ihm den von den Propheten verkündeten Stern erblicken wollten, der aus Juda aufgehen würde, und ihn Ba Kochba, das ist Sternensohn, nannten. Fremdländisch und seltsam ist der Schauplatz, in den er sich mit solcher liebevollen Gründlichkeit hineinversenkt hatte, daß er eine Welt geworden war, in der er eben so genau Bescheid zu wissen glaubte, wie in seinem Berlin; aber die Menschen, sein Geld, das waren nicht nur Träger von Fleisch und Blut, die nach seiner Meinung in den allertiefsten Regungen vor Jahrtausenden dieselben waren, die sie heute sind. Es ist der Fluch der Lüge, des Erbfeindes des Menschengeschlechts, der sich an Ba Kochbar offenbarte; sie lähmte seine Kraft, trübte seinen Blick, raubte ihm den Glauben an sich selbst; erst als er sich von ihr losgesagt, wuchsen ihm aufs neue die Geistesflügel, wird er mit der tödtlichen Wunde in der Brust zu dem Propheten, der dem äußerlich vernichteten Häuflein seines Volkes ein lichtiges Zukunftsbild zu malen weiß.

Wenn ihn sein Vater so sehen könnte, der ihn für einen vollendeten Bummel hielt, weil er sich sträubte, die vorgezeichneten Geleise zu wandeln, die ihn schnellstens zu Amt und Brot führten, wenn er ihn so sehen könnte, wie er vor Tagesgrauen bei der Arbeit saß mit glänzenden Augen und pochenden Schläfen, bei einer Arbeit, die nach den Begriffen des ehrsamten Küsters von Schönholz eigentlich gar keine Arbeit war, er hätte verständnislos den grauen Kopf geschüttelt. Ja, seine Ideale und die seines Sohnes waren gar verschiedener Art, und fernermal sein Sohn wenigstens einen Zug von ihm geerbt hatte, nämlich die eigensinnige Hartnäckigkeit, war er seinen eigenen Weg gewandelt, der allerdings ein wenig anders aussah, als die schöne breite Straße, welche sein Vater ihn führen wollte. Für den kleinen Dorfküster, der Zeit seines Lebens vor Hohehrwürden gedient und Hohehrwürden die Thür der Sakristei geöffnet, war Hohehrwürden der erste Mann, wie im Dorfe auch anderswo der geistliche Stand der angesehenste, und sein ehrgeiziger Traum bei Tag und Nacht war, daß sein Sohn, sein Johannes, auch Pastor wurde. Und sein Johannes hätte es mit leichter Mühe gekonnt, er hatte erstaunliche Gaben, das sagte Hohehrwürden, das sagte der Schulze, überhaupt alle verständigen Leute im Dorfe. Nur dieser dickköpfige Junge selbst sah das nicht ein; der hatte überhaupt keine Spur von ehrfurchtsvoller Scheu vor dem schwarzen Talar, der hänselte, wenn es darauf ankam, den Herrn Prediger selbst. Und doch konnte ihm keiner gram sein. Der Hans Förster lachte so sonnig in die Welt, hatte solchen klaren freimüthigen Blick, Hohehrwürden war immer schnell versöhnt, wenn sein Schülking auch noch so schlingelhafte Streiche verübte. Der geistliche Gönner weihte ihn in die Geheimnisse der Wissenschaften ein, saß so manchen schönen Sonntag, während

die Weintrauben ins offene Fenster nickten und die Finken in den Buchen schmetterten, mit Küsters Hans über der lateinischen Grammatik; er verschaffte ihm eine Freistelle auf dem Gymnasium, und der Vater sorgte dafür, daß er bei einer alten Tante für nicht viel mehr als einen Gotteslohn Unterkunft und Verpflegung erhielt, — und dann warteten die beiden Asten, daß der zunehmende Verstand ihn einsehen lehren würde, daß er nichts Besseres thun könnte, als Pastor zu werden. Aber sie rechneten nicht mit Hans Försters unbefleglichem Eigensinn. Theologie wollte er in keinem Falle studiren und wenn noch ein Duzend geistlicher Herren ihn bearbeiten würden mit seinem Vater, dem Küster, zusammen. Philologie würde er studiren, weil er davon eine große Bereicherung seiner Kenntniß von Welt, Menschheit und Leben erwartete. Daß er aber hinterdrein Schulmeister werden würde, konnte er durchaus nicht versprechen, denn sein eigentlicher Beruf wäre — Dichter. Ei, der Sturm der Entrüstung, den es gab, die langen Gesichter und das Gezeter und Geschmähe! Wer hatte je schon solchen Schnickschnack gehört. Sein eigentlicher Beruf sei wohl Thunichtgut. Wer heutzutage nicht eine bestimmte Karriere wählt, wenn er glücklich das Gymnasium hinter sich hat, der ist entweder ein Millionärssohn oder ein Tagedieb. Das mit dem Dichter, das wäre schon höherer Blödsinn, meinte der Pastor, das sei ganz nett für die müßigen Stunden eines geistlichen Herrn in Amt und Würden, stünde ihm dann sogar recht schön, — aber ohne allen reellen Hintergrund ein Dichter werden zu wollen, na, so eine hinverbrannte Idee konnte eben nur ein achtzehnjähriger dummer Junge haben; das war vielleicht zu Schillers und Goethes Zeit möglich — aber heute! — Und nun gar der Herr Küster, der war erst schlecht auf die Poeten zu sprechen. Das wäre ein ganz windiges Gesindel, hätte gar nichts Reputirliches, gehörte mit Komödianten, Haarkünstlern und Musikern in einen Sack. Schande würde er seiner ehrlichen Familie machen, und Hohehrwürden würde ganz und gar seine Hand von ihm abziehen. Aber alles Lamentiren prallte wirkungslos an dem Eigensinnigen ab; Hans Förster ging seinen selbstgewählten Weg. Der geistliche Freund zog denn auch wirklich seine Hand von ihm ab nach einer langathmigen Abhandlung über Dankbarkeit, einen Begriff, über welchen die Ansichten des Jünglings und des Greises weit auseinander gingen, und daß sein Vater ihm nicht vollends die allerdings sehr karg bemessenen Mittel zur Existenz vorenthielt, geschah weniger aus zärtlicher Liebe, als aus dem Bewußtsein heraus, daß er seinen einzigen Sprößling nicht ganz verkommen lassen könne, was nach seiner Meinung unfehlbar eintreten mußte. Hans Förster hatte also wirklich Philologie studirt, hatte auch seine Examina gemacht, schier ein Wunder bei der starken geistigen Thätigkeit, der er sich neben seinen Fachstudien hingab. Es war das unsichere, abenteuernde Tasten des Talents nach der Bahn, die ihm am meisten zusagte; er hatte sich in der Novelle, im Roman, in Versen bereits versucht, oft nicht zur eigenen Befriedigung, wo er nach außen hin einen kleinen Erfolg zu verzeichnen gehabt hatte, und verkannt, wo er aus keinem Innersten und Besten geschöpft zu haben glaubte. Den Philologen hatte er inzwischen ganz eingepackt; nur eine Stellung in einer Redaktion hatte er angenommen, in der man für ein kleines Honorar auch nicht übermäßig viel von ihm verlangte, und so hielt er sich bei seiner großartigen Bedürfnislosigkeit bestens versorgt. Es sollte ja diese Zeit so eine Art Feuerprobe seines Talentes sein; bestand er die Probe nicht, nun, so war es noch immer Zeit, Philister zu werden, wie sein Vater es so dringend wünschte; aber diese Eventualität trat nur selten wie ein schwarzes Wölkchen auf den lichten Himmel seiner Zukunftshoffnungen. Er glaubte an seinen Genius, seinen Stern, wie sein Ba Kochba, bevor er sich zum Sternensohn machen ließ.

Der Wintertag blickte durch das Fenster, und in seiner Helle erstarb langsam das Licht der Lampe zu einem fahlen gelben Schein, der keine Leuchtkraft mehr besaß. Neben an in den Zimmern der Vermietherin wurde es lebendig. Mit einem Ruck erhob sich Hans Förster. Er zog die weißen Vorhänge zurück und öffnete beide Fensterflügel, daß die scharfe Kühle des Dezembermorgens in den Raum hineindrang. Er dehnte und reckte die kräftigen Glieder, und ein glückliches Lächeln trat dabei auf sein Gesicht. Er dachte an das Mädchen, das ihm wie der Morgen draußen so frisch, so rein, so gesund erschien, und er dachte ihrer mit dem siegesicheren Gefühl des reinen Sanguinikers, der, was er ersehnt, auch schon besitzt.

Eine Stunde später befand er sich auf der Straße. Es war nicht eben Zufall, daß Mariannens zierliche Gestalt in einer kleinen Entfernung vor ihm herschwabte; denn er hatte sich in eben dem Augenblick den Hut auf den Kopf gedrückt, als er sie auf die Straße treten sah. Ihr Vorsprung war aber doch groß genug, daß er ordentlich auszusprechen hatte, um sie zu erreichen.

„Den Ruck auch, Fräulein von Eichholz,“ sagte er, als er sich ziemlich dicht hinter ihr befand, „Sie fahren ja dahin wie — ja, womit vergleiche ich Sie mir schnell — wie eine Sturmschwalbe, ich nehme nämlich an, daß sich diese Thiere mit ebenso rasender Geschwindigkeit vorwärtsbewegen; und ich dampfe seit einer Viertelstunde wie eine Lokomotive hinter Ihnen her; wenn ich mir eine Lungenentzündung bei diesem scharfen Nordost hole, so haben Sie's!“

„Erlauben Sie, Herr Förster,“ sagte Marianne mit einem vergnügten Lachen, „erstens haben dann Sie's, und zweitens, ja, was dampfen Sie denn eigentlich hinter mir her?“

„Nicht wahr, ich rauche, im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht nur meine Zigarette,“ schmunzelte Hans Förster. „Und Sie können im Ernst fragen, warum ich mich so echauffiere? Verstellung — Dein Name ist Weib! Weil ich Ihnen „Guten Morgen“ sagen will. Wie lange ist's denn nun schon her, ich tagiere vier Wochen, daß ich Ihnen täglich zu begegnen bemüht bin, um Ihnen den angedrohten Gruß zu spenden. Gewohnheit und Verjährung haben alle Rechte geschaffen; sehen Sie nicht ein, daß ich an dies „Guten Morgen“ auch schon einen Anspruch habe? Und heute sind Sie bei alledem noch garnicht zu einem vernünftigen Gruß gekommen, weil Sie nicht still halten, Fräulein von Eichholz.“

„Da ist meine Pferdebahn.“

Marianne reichte Förster freundlich die Hand.

„Wann sind Ihre Unterrichtsstunden Nachmittag zu Ende?“ fragte dieser noch in den Wagen hinein.

„Um fünf Uhr.“

Erst als Marianne in dem überfüllten Wagen ein schmales Plätzchen gefunden hatte, bemerkte sie, daß in einer Ecke eine Kollegin saß, die gleich ihr soeben zur Schule fuhr und ihre Blicke scharf auf sie gerichtet hielt. Marianne grüßte und sah dann angelegentlich auf die Straße. Ihr kam die unangenehme Vorstellung, daß ihr kordialer Verkehr mit Förster beobachtet und die letzten Worte, die eigentlich wie eine Rendezvous-Verabredung geklungen hatten, gehört worden waren. Ihr stieg sogar die Befürchtung auf, daß ihre Vorsteherin, eine etwas engherzige alte Dame, davon erfahren werde, aber es drückte sie nicht lange; dann wanderten ihre Gedanken wieder freundlichere Bahnen. Sie konnte es nicht verhehlen, sie wartete auf den Morgengruß mit zitternder Ungeduld; die wenigen Worte, die sie bei dem kurz bemessenen Zusammentreffen tauschten, wurden ihr zum Inhalt des Tages. Sie hatte schon lange verlernt, Försters Anreden auf der Straße als Dreistigkeit zurückzuweisen. Alles,

was er sagte, seine Art, sich zu geben, war, das fühlte sie, Ausfluß einer eigenartigen Persönlichkeit, keine Spur von Gemachtem an dem ganzen Menschen. Ein Cavalier in Lenas Sinne war er ja nicht, keine vornehme, abgeklärte, ruhige Natur wie etwa Onkel Gabriel; etwas von der Unwürdigkeit seines märkischen Heimatdorfes lag in seinem Wesen, etwas Verbes, Ungeklärtes; aber das war es gerade, was auf sie besondere Anziehungskraft ausübte.

Eine tiefe, erwartungsvolle Fröhlichkeit erfüllte Marianne, als sie in der Kurfürstenstraße den Wagen verließ und in den lichtblauen, sich langsam entschleiern den Winterhimmel blickte, da hatte sie die spinöse Kollegin sammt der Direktorin vergessen, und ihr war zu Muthe, als sollte die nächste Zeit, der heutige Tag ihr ein Glück entschleiern, das sie hinter den Winternebeln seit Wochen gehnt.

#### IV.

Mariannens gehobene Stimmung hielt während des ganzen Vormittags vor, und auch Lena fiel es mittags auf, als Marianne ins Zimmer kam und einen ganzen Strom frischer Winterluft mit herein brachte, daß sie ganz absonderlich froh gestimmt war. Sie schob ihre Malerei mit einer müden Bewegung zurück und ließ Mariannens Begrüßung über sich ergehen, ohne sie zu erwidern.

„Wenn man Dich sieht,“ meinte sie dann wehmüthig, „mit Deinem blühenden Gesicht und der lustigen Miene, und mich daneben — wer würde dann wohl meinen, daß wir Schwestern sind?“

„Mein liebes, kleines Lenchen,“ erwiderte Marianne zärtlich, „das soll auch schon noch bei Dir kommen. Sieh acht, Du wirst noch ein Rosenknöschen.“

Und Marianne glaubte wirklich, was sie sagte, wenn sie es auch nicht in Worte zu fassen wagte. Das Glück, das warme Glück sollte auch ihr Schwesterchen gesund und froh machen, das kam ihr so natürlich, so selbstverständlich vor. Lena ahnte natürlich nichts von dem, was ihre Schwester bewegte, und schüttelte ungläubig den Kopf.

Es dunkelte bereits, als Marianne aus dem Hause in der Breiten Straße wieder ins Freie trat; seit einem Jahre gab sie dort den Töchtern einer reichen Kaufmannsfamilie Nachhilfestunden und hatte bei der mangelhaften Begabung der Schülerinnen diese Thätigkeit immer im hohen Grade öde gefunden. Heute hatte sie merkwürdigerweise selbst die träge Langsamkeit der verwöhnten Dinger belustigend und die französischen unregelmäßigen Verben interessant gefunden.

Hier und da flammten bereits die elektrischen Flammen auf; die großen Kaufhäuser erstrahlten, und die auf- und abfluthende Menge blieb schauend vor den ausgelegten Herrlichkeiten stehen. In einem Schaufenster erregte ein Puppenball Aufsehen. Die zierlichsten Tänzer und die graziösesten Tänzerinnen standen zum Kontre geordnet.

„Ach, das süße Püppchen da in dem rosa Kleide, wenn ich das hätte,“ flüsterte ein kleines Bläßgesichtchen, das neben ihrer Mutter, einer armen Frau im grauen Umschlagtuch, auf den Zehenspitzen stand, um das ganze Wunder übersehen zu können.

„Komm man, Marichen, Du weißt, dat is nicht für unser-eins, zu Puppen langt et nich.“ Das klang so traurig, so gedrückt; nein, zu Puppen langte es nicht, aber die großen Kinderaugen hingen doch mit solcher Sehnsucht an der rosa Ballschönheit.

„Was kann denn die groß kosten?“ dachte Marianne und fuhr schon mit der Hand in die Tasche.

„Thun Sie mir den Gefallen, liebe Frau,“ sagte sie hastig und wurde dabei flammend roth, „kaufen Sie dem Kinde die kleine Puppe.“

Die Frau sah sie verdutzt an und wurde dann ebenfalls roth. Sie war es nicht gewöhnt, Almosen zu nehmen.

„S, dat wäre ja woll noch scheener,“ meinte sie dann verlegen; aber wie sie in Mariannens fröhliches Gesicht sah, da bedurfte es kaum noch des überredenden Zupfens ihre Miete; ihr ging eine Ahnung auf, daß das Mädchen vor ihr sich darnach sehnte, ihre innige Freude auf irgend eine Weise ausströmen zu lassen. Sie nahm das Zweimarkstück, das Marianne ihr in die Hand drückte, konnte sich aber doch nicht enthalten, über den Leichtsin ein wenig den Kopf zu schütteln. „Fräuleinchen“, sagte sie belehrend, „wen't mir nicht so miserabel knapp wäre, und wenn meine Miete nicht eben sterbenskrank gewesen wär an Diphtheritus, wissen Sie, hätt' ich Ihr Geld nicht genommen, so wahr ich die Schulzen bin. Aber ich dank Ihnen ooch scheen.“

Marianne fühlte sich beglückt, als hätte sie eben etwas außerordentlich Liebes erfahren; sie sah die selig strahlenden Augen des kleinen Mädchens immer vor sich; die Luft war von dem kräftigen Lannnduft durchzogen. Ich muß Euch sagen, es weihnachtet sehr, die geheimnißvollen Worte Knecht Ruprechts fielen ihr ein, während sie langsam weiter ging.

Der Schloßplatz war zu einem kleinen Wald geworden. Marianne mußte durch einen schmalen freigebliebenen Pfad hindurchgehen. Zu beiden Seiten standen die dunklen Weihnachtsbäume auf ihren primitiven Ständern aufgefplant; hier und da nur warf ein Lämpchen, eine Laterne einen dürftigen Lichtschein in das duftende schwarze Dickicht. Mitten in einem solchen von Tannen eingegengten Engpasse trat ihr ein Mann entgegen. Sie wußte, wer es war und heuchelte auch kein Erstaunen, ihn zu sehen. Keine Neckerei flog hin und her wie sonst, wenn sie zusammentrafen.

Hans Förster beugte sich ein wenig vor, um in Mariannens Augen zu lesen; ein Leuchten strahlte ihm aus den braunen Sternen entgegen, und die beiden ehrlichen Menschen wußten ohne Worte, wie es um sie stand. Er faßte sie bei den Händen und führte sie aus der schmalen Gasse heraus auf den freien Platz. Er zog ihren Arm durch den seinen, und ohne ein Wort zu sprechen, gingen sie miteinander durch die menschenbelebten Straßen. Sie sahen und hörten nichts um sich her, sie fühlten nur einer des andern beglückende Nähe. Auf der Kurfürstenbrücke mußten sie nothgedrungen ihren beflügelten Schritt hemmen, in welchen sie, getragen von dem inneren Glücksgefühl, gerathen waren. Sie sahen sich an und lächelten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Shakespeares Hamlet und Othello.

Eine Jubiläumsbetrachtung von Friedrich Thieme. (Sena.)

Die Frage, wann das berühmteste Drama des großen englischen Dichters, des „Schwans vom Abon“, wie man poetisch und zutreffend ihn benannt, entstanden ist, läßt sich nicht so sicher beantworten, wie etwa die nach der Entstehungszeit eines Werkes von Schiller oder Goethe. Die Feststellung ist für manche Dramen Shakespeares schwer und unsicher, nicht allein deshalb, weil nahezu dreihundert Jahre seit dem Tode des unsterblichen Briten vergangen sind, sondern vor allem deshalb, weil der Dichter für die Herausgabe seiner Werke keine Sorge getragen hat. Im Gegentheil: ihm lag an der Drucklegung seiner Stücke nichts, weil durch die Verbreitung den Konkurrenz Bühnen die Aufführung möglich wurde und er natürlich den Nutzen von seinen Werken für sich selbst einheimen wollte. Denn außer als liebenswürdiger Mensch und witziger Gesellschafter wird er uns auch

als guter und praktischer Oekonom geschildert, der das Seinige zu Rathe zu halten verstand und sich mit der Zeit ein stattliches Vermögen erwarb. Die Zeit seines Lebens veröffentlichten Einzelabdrücke wurden daher meist ohne Genehmigung und Wissen des Dichters veröffentlicht, es sind Raubausgaben, deren große Zahl auf die ausgezeichnete Wirkung der Stücke schließen läßt; erst sieben Jahre nach des Verfassers Tode erschien die von seinen Freunden nach seinen im Archiv des Globetheaters aufgehobenen Manuskripten besorgte erste Sammelausgabe, ein Umstand, der auch die Mangelhaftigkeit der für die Schauspieler bestimmten Anweisungen und manche andere Unklarheit erklärt.

Gerade bei Hamlet schwanken die Angaben am meisten. Wilhelm Dechelhäuser bezeichnet das tiefsinnige Werk als auf der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts entstanden, es wird jedoch bereits im Jahre 1587 (oder 1589) ein Hamlet erwähnt, indem Th. Nash in diesem Jahre in einer Vorrede erklärt: „Der ins Englische übersezte Seneca wird Euch ganze Hamlets geben oder besser ganze Hände voll tragischer Reden.“ 1594 gedenkt ferner der Theaterdirektor Henslowe der Aufführung einer „Hamlet“ betitelten Tragödie in seinem Tagebuch. Und ein weiteres Zeugniß erhalten wir zwei Jahre später (1596) in der Aeußerung Th. Lodges, der von einem Teufel sagt: „Er sieht so bleich aus wie das Gesicht des Geistes, der so erbärmlich auf dem Theater schrie: Hamlet, Rache!“ Aus alledem erhellt zur Evidenz, daß bereits vorher ein die Hamletfage behandelndes Drama existierte, nur bleibt es zweifelhaft ob dieses Shakespeares zum Verfasser hatte oder nicht. Ein Hamlet Shakespeares wird zuerst 1598 erwähnt, und zwar von Georg Harvey, einem Freunde des Dichters, der betont, daß „unsere Jugend ganz entzückt sei von Shakespeares Venus und Adonis; allein seine Lucrezia und seine Tragödie vom Dänenprinzen Hamlet gefallen den klügeren und ernstern Leuten mehr.“ Am 26. Juli 1602 wird das Werk von James Roberts als „kürzlich aufgeführt und zum Druck bestimmt“ notirt und 1603 erschien die allerdings ziemlich dürftige erste Ausgabe, die wahrscheinlich eine unberechtigte war, da sie den Dichter zur Veranstaltung einer vielfach verbesserten und vermehrten im Jahre 1604 veranlaßte.

Läßt sich somit auch das Entstehungsjahr des „Hamlet“ nicht mit Genauigkeit bezeichnen, so ist doch die Annahme gerechtfertigt, daß zur Zeit etwa 300 Jahre verflossen sind, seit das Drama in seiner gegenwärtigen Gestalt von dem Dichter bearbeitet wurde. Doch betonen wir ausdrücklich: „etwa“; denn selbst eine auch nur annähernde Sicherheit ist ausgeschlossen. Was die vorher erwähnten Tragödien unter demselben Titel anlangt, so halten einige das 1587 zuerst benannte Werk für eine Jugendarbeit Shakespeares, während andere Thomas Kyd für den Verfasser halten. Denn, meinen letztere, ein so tiefsinniges und gedankenreiches Stück könne unmöglich das Geistesprodukt eines jungen Mannes von 23 Jahren sein. Warum nicht? Ließ doch der Dichter bereits im Jahre 1585 einen Sohn mit dem Namen „Hamlet“ (oder Hammet) taufen, ein Beweis dafür, daß er sich schon damals mit der Idee des Stückes trug, wenn er nicht gar schon an demselben arbeitete. Meiner Meinung nach haben wir im „Hamlet“ ein Werk vor uns, an dem der Dichter, wie Goethe an seinem „Faust“, sein ganzes Leben hindurch gearbeitet und gefeilt hat. Schon frühzeitig erfüllte ihn die von der packenden Hamletfage geweckte Idee, die ersten Ausführungen genügten ihm nicht, er schuf seinen Hamlet immer wieder um, legte immer mehr Geist in seinen und den Mund der anderen handelnden Personen, bis er endlich das Werk in reiferem Alter als vollendet ansah. Dadurch würde sich wohl auch die Eigenart des Dramas am besten erklären.

Als Quelle diente dem Dichter die alte Hamletfage des dänischen Chronisten Saxo Grammaticus, der um die Zeit Kaiser

Nottharts lebte. Doch entnahm er wahrscheinlich den Stoff nicht der dänischen Geschichte des Genannten sondern einer novellistischen Bearbeitung durch den französischen Historiker Belleforest († 1583), die zuerst 1564 erschien. Der Inhalt dieser Sage weicht in wesentlichen Punkten von Shakespeares Darstellung ab, um so interessanter dürfte es dem Leser erscheinen, sie in kurzem Auszuge kennen zu lernen:

Horvendill, ein Statthalter von Jütland und berühmter Seeheld, besiegt im Zweikampf den König Koller von Norwegen, worauf der König Norik von Dänemark ihm seine Tochter Gerutha zur Gemalin giebt. Diese gebart ihm einen Sohn Amleth. Der Bruder Horvendills, Fengo, beneidete ihn um sein Glück und beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er ermordete ihn und vermählte sich mit seiner Gemalin Gerutha, der er vorpiegelte, er habe ihren Gatten nur getödtet, um sie vor dessen Grausamkeit zu schützen. Um den Nachstellungen des nunmehrigen Königs, seines Oheims, zu entgehen, stellte sich Amleth wahnsinnig und redete und vollbrachte allerhand Verkehrtheiten. Trotzdem mißtraute ihm Fengo; auf den Rath eines guten Freundes beschloß er, ihn zu entlarven. Das sollte dadurch geschehen, daß der König unter einem Vorwand verreiste, während dieser Zeit sollte Amleth zu einer Zusammenkunft mit seiner Mutter in deren Schlafzimmer veranlaßt werden und der gute Freund sollte sich heimlich darin unterm Stroh verstecken und die Unterredung, in der der Sohn doch jedenfalls seinen wahren Charakter offenbaren würde, belauschen. Alles geschah so, nur war Amleth zu schlau, er stellte sich erst verrückt, krächte wie ein Hahn, schlug mit den „Flügeln“, sprang auf das Stroh, spürte unter seinen Füßen den Körper und durchbohrte ihn mit dem Schwert, worauf er ihn hervorzog, den Leib in kleine Stücke schnitt, diese kochte und sie darauf den Schweinen zum Fressen vorwarf. Dann kehrte er zurück und warf seiner Mutter ihre Schändlichkeit vor.

Der König war nach dem räthselhaften Verschwinden seines ermordeten Rathgebers fest von Amleths Verstellung überzeugt, er sandte ihn mit zwei Gesandten mit einer vorgespiegelten Mission nach England, mit einer geheimen in Runenschrift abgefaßten Botschaft an den König dieses Landes, den Prinzen zu tödten. Aber Amleth entdeckte unterwegs den Verrath, er schabte die Buchstaben aus und schnitt dafür andere ein, durch die er an die Stelle seines Namens die Namen seiner Begleiter setzte und für sich selbst um die Hand der Tochter des Königs bat. Dieser vollzog buchstäblich den vermeintlichen Auftrag, indem er die Gesandten aufhängen ließ und Amleth mit seiner Tochter vermählte. Nach einjährigem Aufenthalt in England kehrte der Königssohn mit seiner Gemalin in die Heimat zurück, wo er nunmehr bei einem großen Gastmahl das Werk der Rache vollzog und den Oheim mit allen seinen Anhängern vernichtete.

Soweit deckt sich wenigstens in den allgemeinen Zügen die Sage mit Shakespeares Handlung, der Schluß weicht jedoch wesentlich ab, denn der Amleth der Sage stirbt nicht mit, sondern wird vom Volke zum König ausgerufen, zieht noch einmal nach England und gewinnt die Liebe der schönen und stolzen schottischen Königstochter Hermuthruda, um deren Hand er für seinen Schwiegervater, den König von England, werben soll. Auch sie vermählt sich ihm, sodas er nunmehr, nachdem er die Engländer geschlagen, mit zwei Gemalinnen nach Dänemark zurückkehrt. Hier ist inzwischen Biglet von Norwegen zur Herrschaft gelangt, mit ihm geräth Amleth in Kampf und wird von ihm in der Schlacht getödtet. Hermuthruda aber bleibt ihm nicht tren, sondern wird willig eine Beute und Gemalin des Siegers.

Das ist der Bericht der alten Sage von Hamlet, der etwa 500 Jahre vor Chr. Geb. gelebt haben soll. Jeder, der Shakespeares Hamlet kennt, ersieht aus ihr, daß der Dichter den Stoff ganz seinem Zwecke untergeordnet hat. Er versetzt die Handlung

nach Seeland, ändert die Namen, führt den Geist und neue Personen ein, ändert den Schluß ab, ja versetzt das Stück sogar in eine weit spätere Zeit, die aber nur unbestimmt angedeutet wird. Jedenfalls war es mit dem Hamlet, wie es mit vielen Dramen der Jetztzeit der Fall ist: die Fabel war alt, aber die Auffassung modern. Kein Zweifel, daß Shakespeare selbst aus dem pessimistischen Dänenprinzen zu uns redet, er machte ihn zum Mundstück seiner eigenen philosophischen Anschauungen und kritischen Bemerkungen über seine Zeit und ihre Verhältnisse. Es wäre thöricht, über den Werth des Dramas auch nur ein Wort verlieren zu wollen. Die Hunderte von Bänden, die darüber von Schriftstellern aller Nationen geschrieben worden, sprechen ebenso wie die Tausende von Aufführungen in allen Ländern mehr als alle Worte. „Hamlet“ und „Faust“ — das sind die tiefinnigsten Werke der Weltliteratur. Auch auf die mannigfachen Kommentationen und Auslegungen einzugehen, fehlt hier der Raum, es verlohnt sich kaum der Mühe, da jeder der Verfasser eben wieder nur individuelle Anschauungen bietet. Zumtheil ist geradezu absurdes Zeug zu Tage gefördert worden; so sucht z. B. ein Hamlet-Gelehrter darzuthun, daß Hamlet wegen der Ermordung des Polonius und der Hinopferung von Rosenkranz und Gildenstern nach dem deutschen Reichs-Strafgesetzbuch von 1871 freizusprechen sei.

Die alte Heldensage wird übrigens von Dr. A. Zinzow auf eine noch ältere Göttermythe zurückgeführt und so gedeutet, als stelle die Vermählung des alten Hamlet mit Gertrude (oder wie es in der Sage heißt, des Horvendill mit Gerutha) die Vereinigung des Sonnengotts mit der Erde vor. Der neidische Winter tödtet den Sonnengott, um sich an seiner Stelle mit der Erde zu verbinden, er aber wird wieder von dem neu erstehenden Lichtgott (Amleth) besiegt. In Deutschland ist Shakespeares Hamlet heimisch geworden wie wenige andere Werke des Auslands, es hat die Gemüther unserer Dichter und Denker mächtig in Bewegung gesetzt. Bereits 1626 führten das Stück zu Dresden „englische Komödianten“ in possenhafter Verzerrung auf, später gab man es nach der auf Wielands Uebersetzung beruhenden Heufeldschen Bearbeitung. In dieser sah es Friedrich Ludwig Schröder, der alsbald „die mächtige Wirkung empfand, die das Stück unter anderen Umständen machen mußte“ und es am 20. September 1776 zuerst in Hamburg über die Bühne gehen ließ. Der Erfolg war ein so gewaltiger, daß man wohl sagen kann, dieser Tag entschied den Sieg des britischen Dichtergenies und gab der Entwicklung des deutschen Dramas und Theaters eine neue Wendung. Zwar mußte Schröder, dem damaligen Geschmacks Rechnung tragend, das Drama gut enden lassen, trotzdem theilte sich die Begeisterung Hamburgs bald ganz Deutschland mit, Hamlet brach den übrigen Werken des britischen Dichters die Bahn und eine wahre Hamlet-Schwärmerei griff um sich, ja noch jetzt ist der schwermüthige Dänenprinz ein ausserordener Liebling unseres Theaterpublikums.

Können wir von der Hamlet-Tragödie nur ganz im allgemeinen angeben, daß sie in ihrer reifsten Gestalt ungefähr 300 Jahre alt ist, so wird als Entstehungsjahr einer der anderen berühmten Tragödien Shakespeares, „Othello, der Mohr von Venedig“, allerdings auch nur schätzungsweise 1602 genannt. Somit kann man mit noch größerer Berechtigung in diesem Jahre vom 300jährigen Jubiläum des Othello sprechen, obwohl auch dieser Termin immerhin auf unsicheren Füßen steht. Den Stoff zu „Othello“ entnahm der Dichter einer italienischen Novelle des Giovanni Giraldi Cinthio; doch verwandelte er auch hier Blei in Gold und schuf aus der plumpen Erzählung ein vollendetes, „in Komposition und Architektur mustergiltiges“ Drama. Auch dieses Werk brachte Schröder (am 26. Oktober 1776) zuerst auf das deutsche Theater; aber er mußte wie dort

Hamlet, so hier Desdemona am Leben lassen. Nach Dechelhäuser wird das Drama wahrscheinlich von sämtlichen Shakespeare-Stücken am häufigsten aufgeführt.

Es sei uns noch gestattet, zu erwähnen, daß der Werth und tiefe Gehalt der Hamlettragödie nicht nur, sondern die große Bedeutung der Shakespeareschen Dichtungen überhaupt schon bei Lebzeiten des Dichters anerkannt und voll gewürdigt wurde. Sein Freund Ben Jonson singt von ihm ebenso wahr als schön:

„Du Seele unserer Zeit, kamst sie zu schmücken,  
Als unserer Bühne Wunder und Entzücken. —  
Voll Stolz war Rom, voll Uebermuth Athen,  
Sie haben Deinesgleichen nie gesehn!  
Triumph, mein England, Du nennst ihn Dein eigen,  
Dem sich Europas Bühnen alle neigen,  
Nicht nur für unsere Zeit lebt er, o nein, für immer!“

(Nachdruck verboten.)

## Nur ein einziges Mal.

Skizze aus der Meraner Saison von J n a v. B e r g.

(Schluß.)

„Manu — das Ding ist ja abgestellt! Ob der alte General-Landschaftsdirektor kränker geworden ist? Oder sonst wer? Na — macht nix. Gib Du mir mal eine. Aber eine türkische, bitte.“

Und während die „tenniswüthige“ Frau in einer neuen Pariser Toilette vergebens auf ihren Partner wartet, gehen die beiden und suchen ein Blumenarrangement für die Gräfin Orlow zusammen aus, wie man es in dem verwöhnten Meran schöner und kostbarer noch nie gesehen hat.

Die Fenster der ersten Etage sind sämtlich verhängt, nur die Balkonthür steht auf. Sie liegt wieder, sorgsam von ihm gebettet, auf ihrer Chaiselongue im Salon, mattlächelnd, zufrieden, ruhig, mit leuchtenden Augen, als wäre nichts gewesen, läßt sich gehorft den Wein von ihm eingeben, der sie stärken soll und sieht aufmerksam zu, wie er sich von den verschiedenen Tischen die Vasen und Schalen zusammensucht, um ihre vielen Bouquets darin zu ordnen. Aber seltsam blaß ist sie.

Ihre Gedanken dabei sind ganz eigener Art. Viele Männer hat sie gesehen, viele, doch keiner war so stolz und stattlich und so schön wie er, auch der im weißen Tennisanzug nicht, der sie so weltverloren einmal angeschaut hat; es giebt wohl überhaupt keinen Menschen auf der Welt, der ihm gleichen könnte.

Keinen.

Diese geschmeidigen Glieder, und so elegant jede Bewegung, so vornehm alles an ihm. Und sein Mund ist so hübsch, wie sie nie einen gesehen; wie muß das wohl sein, sich von ihm küssen, lieblosen zu lassen. Ach, das mag eine Wonne sein, die sich nicht ausdenken läßt, eine Seligkeit ohne gleichen —

Sie sieht ihm noch immer zu, stumm, regungslos; nur als er nach dem Balkon hinaus will, um ihr den Vogel an das Bett zu holen, da wird sie unruhig, da ruft sie: „Nicht fortgehen“, hinter ihm her.

Und er bleibt.

Er lehnte sich an den Tisch, verschränkte die Arme über die Brust und sieht sie an schweigend, unverwandt, — wartend — äußerlich völlig ruhig, aber innerlich — da hebt ihm alles, da jagt sein Herz nur so. Um acht Uhr kommt der Nord-Süd-Expresszug — — — Macht sie sich stärker, als sie ist? Wird ihn sein Wissen im Stich lassen? Gerade hier?

Und sein Gott?

Jetzt lächelt sie und nickt ihm zu. „Ach“, sagt sie so recht aus tiefsten Herzens Grunde. „Doktor, es war ja so schön,

so wunder-, wunderschön! Und das Kind, das süße Kind! Nun habe ich jede Nacht etwas Schönes zu träumen; wie mich das beglückt, Sie glauben es nicht. Fast genau so sieht ja Erika aus, nur schönere Augen hat sie noch — aber wie ihre Zähne stehen, das ist wie bei meinem Herzblatt. Sahen Sie's?“

Er stimmt schweigend zu.

„Und hörten Sie es? Sie will wiederkommen, morgen. Ich darf doch?“

O, über die Qual!

Da, wie er abermals stumm Gewährung nicht, zieht ein seltsames Lächeln über das blasse, reizende Gesicht. „Und all dieses Glück danke ich Ihnen. Auch daß ich wieder gesund werde! Alles — Ihnen.“

„Und was ist das im Vergleich zu dem, was Sie mir geben?“ fragt er mit leise bebender Stimme, kaum noch imstande sich zu beherrschen.

„Thue ich denn das?“ fragte sie zurück, ebenso leise, flüsternd beinahe, und sieht ihm tief in die Augen. „Ach, Doktor, ich bin sehr in Ihrer Schuld. Aber, mein Gott — Sie sind ja todtenblaß mit einem male“, ruft sie bestürzt trotz ihrer großen Erschöpfung, „ist Ihnen etwas?“

Der junge Arzt lächelt, ein Lächeln, das ihm sein Herzblut kostet. „Mir? Nicht die Spur; ich bin ganz wohl wie immer; das macht nur der gelbe Vorhang dort. Soll ich ihn fortziehen?“

Doch sie schüttelt den Kopf mit einer müden Gebärde, während ihre Linke langsam, unauffällig, um es ihm nicht merken zu lassen, sich auf das Herz preßt, das ihr mit einem male so unbeschreiblich weh thut. Nein, sie will es nicht, — er soll bei ihr bleiben — er soll nicht das Rouleaux aufziehen — das regt sie auf.

Und er unterläßt es. „Nein, Gräfin — ich gehe nicht fort — ich bleibe hier.“

„Bis ich eingeschlafen bin?“

Auch das verspricht er ihr, lächelnd, sorglos, wie er es alle Tage gethan. „Aber nun, Gräfin, nicht mehr sprechen — bitte. Jetzt ruhen; jetzt schlafen.“

Sie nickt kaum merklich mit schneeweißen Lippen. „Ja, schlafen — — —“ wiederholt ihr kleiner süßer Mund, wie halb im Traum schon, langsam, „schlafen. Ich bin tod — todmüde. Ach, aber so glücklich, so froh, wie nie in meinem Leben. Und so leicht hier — keine Schmerzen mehr. Gute Nacht, Doktor.“

„Also denn — auf morgen, nicht — — wahr? — — daß die — — kleine — — — Erika — — — nicht warten braucht — — —“

Das Letzte klingt wie ein Hauch. Er zieht sich, die Zähne fest aufeinander gepreßt, sacht einen kleinen Sessel heran, dicht an ihr Kopfende, glättet leise die Decke und streicht ihr die Kleinen, duftigen Böckchen aus der Stirn, indes ihre Hand, noch immer das Wiederpüppchen haltend, so lange auf der Decke herumfucht, bis sie sein Erikasträubchen gefunden hatte. Dann nimmt sie die seine, — ruhig, wie selbstverständlich, als sei das ihr Recht so, legt diese liebe, gute Hand, die sie so treu beschützt und behütet hat, unter die Wange, welche ihm zugesehrt ist, drückt das Gesicht darauf — sieht ihn noch einmal an, so recht glücklich lächelnd, seufzt noch einmal so recht tief auf — und schläft ein.

Gehorsam, geduldig, wie sie stets gewesen.

Der kleine Vogel auf dem Balkon beginnt leise zu singen, aber im Zimmer drin ist es still — todtenstill. Die letzten Sonnenstrahlen stehlen sich neugierig durch eine winzig kleine Lücke in dem seidenen Vorhang, irren erst unschlüssig, wo sie

wohl vertreiben möchten, über die Mutter Gottes an der Wand und umschmeicheln dann liebevoll kosend die holde Schläferin, daß das blonde Haar wie pures Gold schimmert.

Sie waren ihr so gut! Sie haben so oft der blassen Frau die Langeweile verscheuht durch ihr neckisches Spiel, gar manchmal die düstern Gedanken ihr von ihrer Stirn geküßt.

Sie kommen auch heute wie immer — wie alle Abend.

Aber auch unten im Gärtchen gedenken sie ihrer, da schicken die Blumen, die Heliotrope, die Reseden, die Rosen, all ihre Lieblinge, ihr einen letzten Gruß hinauf; ein lauer, leiser Lufthauch trägt ihn eben herein in das stille Gemach bis an das Ruhelager, einen süß duftenden, schmerzdurchzitterten Abschiedsgruß, als ahnten sie's schon alle, was hier geschehen. Das kleine Vögelchen ist allmählich verstummt, verwundert hat es sein Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Sagt ihm denn heut kein freundlicher Mund gute Nacht, wie sonst — giebt ihm keiner sein Deckchen, daß er ungestört einschlummern kann?

Ach, er wartet umsonst.

Und der Tag geht zu Ende — wie jeder andere auch im Leben, dieser ernste, dunkle Tag und die Abendglocken, bei deren Klang die Hände dort sich stets zum frommen Gebet falteten, läuten, aber auch sie rufen umsonst — die schöne, blass Frau schläft noch immer. Ein stiller Friede liegt auf ihrem Antlitz — ein süßes, seliges Kinderlächeln — rührend anzuschauen — auf den halb geöffneten Lippen.

Sie muß etwas sehr Schönes träumen.

Am Bett aber — zusammengebrochen — das Gesicht auf die kleine, kalte Hand gepreßt, die noch immer das Gliederpüppchen und den Erikastrauß hält — da sitzt, in fassungslosem Schmerz, der große, blonde Mann und weint.

Spät am Abend donnert plötzlich ein Wagen vor die stille, in ernstem Schweigen daliegende Doktorvilla.

Es ist der kaiserliche Attaché Graf Orlow, der mit dem Expresszug eingetroffen, der am andern Tage seine Frau nach Nizza mitnehmen will und der deshalb so spät kommt, weil er erst im Meraner Hof soupiert hat.

Und außer ihm ein reizendes, kleines Mädchen, mit großen blauen Märchenaugen und langen, blonden Locken, welches ihm zu Hause krank geworden ist vor Sehnsucht nach der Mama. —

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Anagramm.

Raum kommt das Abenddunkel  
Ins Zimmer trüb herein,  
So grüßet mich gar freundlich  
Des Wortes heller Schein.  
Und in den Traum der Nächte  
Strahlt noch sein milder Glanz,  
Doch was sein Haupt gewesen,  
Das trägt es jetzt als Schwanz.

### Silberräthsel.

Aus den nachstehenden 22 Silben

a ak bes es di e el gar go in lie lo mahl mi ni ni re roc  
sal sci son tri

sind 7 Wörter zu bilden von nachstehender Bedeutung: 1. festliche Veranstaltung; 2. aus der alten Geschichte bekannte Stadt auf Cudba; 3. gefürchteter Wind; 4. chemischer Stoff; 5. Farbstoff; 6. kunstgewerblicher Ausdruck; 7. militärische Bezeichnung. Sind die richtigen Wörter gefunden, bezeichnen die Anfangsbuchstaben einen bekannten deutschen Dichter, die Endbuchstaben dessen bedeutendstes Werk.

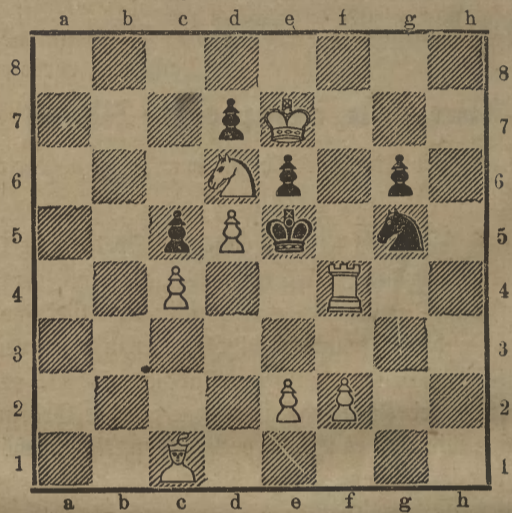
### Geheimschrift.

Rerüingedreragebreigerefsadcgükl  
Tenlofnehtenlofneg  
Stomkminnromuzrküc

Vorstehende Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Umstellung der einzelnen Buchstaben zu stimmungsmäßigen Silben bilden lassen. Die Silben, entsprechend zusammengezogen, ergeben alsdann einen Sinnspruch von Wilbrandt.

### Schachaufgabe.

Von F. Beckers in Demmin.



Weiß.

(8+6)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

### Auflösung des Bilderräthfels.

Rundschriftfeder.

### Auflösung des Logogriphs.

Vase, Vasel.

### Auflösung des Schieberäthfels.

S c h u b e r t  
T u r i n  
M a s k e r a d o  
B u m m l e r  
M o r a s t  
K l a r a  
V e r d e c k  
A k u s t i k

### Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenvertheilung:

B. b, c, dB, a10, K, D, 9; bA, 9; cD.

M. aA, 8; cA, 9, 8, 7; dA, 10, K, 9.

G. aB, 7; bK, D, 8, 7; cK; dD, 8, 7.

Stat: b10, c10.

Spiel:

1. B. bB, aA, aB (-15).

2. G. bK, bA, a8 (-15).

3. M. cA, cK, cD (-18).

4. M. dA, dD, a10.

Der Spieler giebt noch einen Stich ab: b9, d10, bD (-13), wodurch die Gegner 61 erhalten. Das Spiel ist auch nicht zu retten, wenn M im 3. Stich dA anzieht und der Spieler cD abwirft. Die Gegner kommen dann immer noch bis 60. Das Spiel ginge:

3. M. dA, dD, cD (-17).

4. M. cA, cK, a10.

Der letzte Stich auf b9, wie vorher.

Richtige Lösungen gingen ein von: Oskar Reed, Elsa und Käthe König, Leusch, Thurmann, Max Kurnik, Paul Schmidt, Johannes Schellong, Käthe Schliekert, Kühnelt, Hans Reimann, Arthur Gonfierowski, Carl Pfeifferkorn, August Schwantes, Else Klett, Holz, Bromberg, Hedwig Radtke, Clemens Garzki, Schröttersdorf, Walter Brünning, Schöndorf, Elisabeth Stieff, Max Fock, Alma Hohendorf, Stanislaus Musielewicz, Bromberg.